

Den Ollen im Kaffi, der des nicht Ameriswappt? „Je, süß Du, Heine“, sagt der und spuckt seinen Speichel über Bord, „das hat allens in Wissen. Also ich sag dich, das Kommando un hal dem Kaffi. Und denn nehm ich erst ein golden Stück. Und denn nehm ich den Zucker und vertau ihm in der Soffentasse. Und denn nehm ich die Untertasse und steck ihr oben ins Semde. Und denn entsetzt ich die Brücke. Und wenn ich achter den Ollen steh, denn holt ich die Untertasse aus den Semde runter und den Zucker us de Soffentasse, und denn gieß ich den Stück all sachte wedder in die Obertasse. „Nu meet ich dat all gaud“, sagt Heine, der aufmerksam zugehört. — Der Kapitän hat seitdem nichts wieder zu klagen gehabt. —

Das Gummipflaster

Einer wahren Begebenheit nachgezogen von Franz Baumgarten.

Witter Smith, ein an den europäischen Edelsteinbörsen wohl bekannter Juwelier aus Baltimore, sah mit seinem Geschäftsfreund Durand in einer kleinen Antwerpener Weinstraße, um die letzten Stunden vor der Einreise nach Amerika zu verbringen. Es war noch früh am Tage und außer den beiden nur ein einziger Gast anwesend, der kurz nach ihnen eintrat, in der Nähe Platz nahm und sich in die Zeitung vertiefte. Witter Smith war in froher Stimmung; er hatte vorläufig eingekauft und konnte trotz der hohen Zölle auf einen guten Gewinn rechnen. Man lernte bereits die zweite Klasse Chaplin, die blauen Rauchringe der Sabanas stiegen zum Kreuzgebäude der Decke, an deren Kippenornamenten sie als breite Wolken entlang zogen. Es war ungemütlich. Man sprach von dem und jenem, kam aber stets wieder auf das Geschäft zurück. Smith wurde mittelmäßig, kramte kleine Geheimnisse aus. Auf die Verschwiegenheit Durands konnte er sich verlassen. Das Gespräch berührte auch die Zollfrage; es war, wie Durand bemerkte, infolge der neuesten Maßnahmen der amerikanischen Behörden so gut wie unmöglich, auch nur den kleinsten Edelstein zu passen. Smith wurde auffallend schweigsam, er schien mit einem Entschluß zu ringen. Dann holte er aus der inneren Tasche seiner Weste ein flaches Kästchen hervor, öffnete und sagte, ohne von dem Bewunderung und Überraschung verrätenden „Ah“ seines Geschäftsfreundes zu nehmen, mit einer Stimme, die eine gewisse Erregung nicht verbergen konnte: „Was gilt die Wette, daß ich dieses Perlenhalsband zollfrei nach Amerika einführe?“

Durant hielt das zunächst für einen Scherz, verwarf dann unter Hinweis auf das hohe Risiko — zum mindesten würde bei einer Entdeckung das Schmuckstück beschlagnahmt — und den auch bei verzerrter Einfuhr noch guten Verdienst Smith' diesem sein Vorhaben auszusprechen. Vergeblich; je mehr der eine abriet, umso hartnäckiger blieb der andere auf seiner Ansicht bestehen. Dabei hatte keiner der beiden bemerkt, daß sich der fremde Gast, anscheinend um ein Schloß zu machen, in die Ecke seines Nischenplatzes gelehnt hatte; wieviel weniger hätten sie darauf geachtet, daß diese Ecke und die Wände, in der sie selbst saßen, durch eine der Rippen des Gewölbes verbunden waren. Smith legte seinen Schmuckplan dar. Er würde einen Tag vor der Ankunft in New York beginnen, über Brustschmerzen zu klagen, und sich ein großes Gummipflaster auslegen. Darunter ließen sich die Perlen bequem verbergen. Er wollte einmal sehen, ob sich die Zollner soweit an einem freien amerikanischen Bürger vergreifen würden, ihn durch Treiben des Pflasters in seiner Gesundheit zu schädigen. Einen ironischen Hinweis auf die so viel gerühmte aber doch recht zweifelhafte amerikanische „Freiheit“ konnte Durant nicht unterdrücken, sah aber von allen weiteren Warnungen ab, zumal auch die Zeit zum Aufbruch gekommen war. Man zahlte und ging, wobei Smith noch einen flüchtigen Blick auf den schlafenden Fremden warf. Dieser machte kaum daß die anderen die Weinstraße verlassen hatten, auf, machte sich einige Notizen, zahlte und begab sich zum Hauptpostamt. Wenige Stunden später erhielt die Zollbehörde in New York ein Kabel mit einer genauen Beschreibung der Person Smith' und seines Planes.

Nach sechs Tagen lief die „Belgenland“ in New York ein. Witter Smith war einer der ersten, an die der Zollbeamte die übliche Frage nach zollpflichtigen Gegenständen richtete, die natürlich mit „Nein“ beantwortet wurde. Ein

fast unmerkliches Lächeln überzog das Gesicht des Beamten, als er auf Smith' Brief deutete: „Sie haben sich wohl angezogen, Mister Smith, sind wohl erkältet?“ — „Ja, Herr, doch was geht das Sie an?“ — „Der Staat fühlt sich verantwortlich für das Wohl seiner Bürger, und deshalb möchte ich Sie auch bitten, mir in unser warmes Dienstzimmer zu folgen. Wir können dort gleich Ihr Gummipflaster erneuern.“ — Smith ergab sich in sein Schicksal gleichmütig; er hatte gespielt und — verloren. Bald war er vom Gummipflaster, der Erhaltung und einer Perlenkette befreit. Während verließ er das Zollbüro. Die Beamten schmunzelten — nicht lange. Schon am nächsten Tag stellte ein Sachverständiger fest, daß es sich um eine Imitation handelte.

Und die echten Perlen? Die trug Mister Smith frei in der Soffentasse.

Am Ausguck

Kürze ist Würze!

Ein junger Handwerker, der von der Insel Rügen stammte und sich nach Beendigung seiner Lehrzeit auf die Wanderschaft begeben hatte, richtete nach vierzehn Jahren infolge einer Erbschaftsregulierung zum ersten Male einen Brief an seine Angehörigen. Nachdem er den geschäftlichen Teil erledigt hatte, erstattete er mit folgenden Worten Bericht über seine ganzen Erlebnisse in den verfloßenen vierzehn Jahren: „Geliebte Geschwister, jetzt will ich Euch auch ein wenig von meinen Reisen unterhalten, ich glaube, es wird Euch recht angenehm sein. Meine Reise in Dänemark, die war voller Unannehmlichkeiten, im Mälaren- und Götterbächen war es freundlich und etwas angenehmer. Sachsen, Baden, Württemberg, Bayern, Österreich, Ungarn, an der Schweiz, am Rhein ist es schön und hat mir sehr gefallen. Böhmen, Böhmen, Böhmen hat es mir nicht gefallen. Nun bin ich 12 Jahre von einem Ort und Stadt zum andern gereist, bis ich endlich mein Brod gefunden habe, jetzt heißt es Ruhe aus vom Reisen und arbeite fleißig, dann wirst Du Brod haben bis an dein Ende.“

Jasper.“

Der Kraftwagen des Maharadscha.

Der Maharadscha von Patiala, der kürzlich London mit seinem hohen Besuch beehrte und sich redlich Mühe gab, nicht anders auszusehen als ein gutgekleideter Engländer, beklagte sich Pressevertretern gegenüber bitter: „Die meisten Europäer, die von uns indischen Fürsten hören, stellen sich unter einem Radsha einen wahren Märchenprinz vor. Wenn einer von uns sich einen ganz gewöhnlichen Serienwagen kauft, so macht das Publikum sofort ein Gefühl von unerhörtem Luxus daraus. Da wird dann behauptet, der Wagen habe Steuer aus Eisenblei, einen Javelinbesetzten Vergaser oder gar eine vollständige Cocktail-Mischvorrichtung aus reinem Gold.“ Man sieht, daß auch der Stand eines Maharadscha seine Schattenseiten hat.

Fortschritte in der Stanniofabrikation.

Die Verwendung von feinem Stanniol für die verschiedensten Zwecke wird immer allgemeiner, wobei die Ansprüche an die Feinheit des Materials ständig steigen. Das feinste Stanniol ist wohl das in den Kondensatoren der Rundfunkapparate benutzte; es ist so dünn, daß davon 174 Blatt auf ein Millimeter gehen. Die Herstellung erfolgt auf automatische Weise durch Maschinen, die so genau arbeiten, daß die Abweichungen von der genannten Blattstärke nicht mehr als den zwanzigmillionsten Teil eines Zentimeters betragen.

Geburtsstagsfeier in der Todeszelle.

Die amerikanische Strafanstaltsordnung gestattet dem Gefangenen manche Freiheit, die nach europäischen Begriffen übertrieben ist. Kürzlich lag ein zum Tod Verurteilter in der Mörderzelle des Staatsgefängnisses von Ohio. Er wollte noch seinen einundzwanzigsten Geburtsstagsfeier, bevor er auf dem elektrischen Stuhl endete. Da er ein Outback von dreißig Dollar in der Gefängnisverwaltung besaß, so baute er, fünf andere Todeskandidaten zu seiner Geburtsstagsfeier einladen zu dürfen. Die Gefängnisverwaltung gewährte diesen Wunsch, kändigte der Frau eines Wärters die dreißig Dollar aus und ließ von ihr ein reichliches

Bestmahl bereiten. Der Tisch wurde in der Zelle des Geburtstagskinder gedeckt, und dieses empfing seine Gäste, die fünf anderen Gefangenen, mit großer Höflichkeit. Die Tafel war mit Leckerbissen reichlich versehen, und es fehlte nichts, vom Hühnerbraten angefangen bis zur Geburtstagsstorte und den guten Zigarren. Die Stimmung der sechs Todeskandidaten war dementsprechend ausgezeichnet, und kein Unerwarteter hätte vermuten können, daß die ganze Tafelrunde innerhalb weniger Tage auf dem elektrischen Stuhl enden würde.

Auch die Bettler wollen wetten.

Die Berliner Hundewettrennen sind nach kurzer Daseinsfreude sanft entschimmert, weil ihnen die Genehmigung zur Einrichtung eines Totalisators verweigert blieb. Auch den Pferderennen würde es nicht anders ergehen, enthielte eine Verfügung sie ihres Hauptpreizes für die breite Masse, der Wettmöglichkeit. Angeht es ja die Hebung der Pferdezucht das einzige Ziel aller Rennen, doch dafür begeistern sich heutzutage die wenigsten Rennbahnbesucher mehr. Alles will wetten. Auch die Bettler, Faulenzer und Vagabunden von Budapest hegen diesen zeitgemäßen Wunsch, dessen Erfüllung ihnen aber ihre Mittellostigkeit unmöglich machte. Da fühlte Geza Weber, ein tüchtiger Geschäftsmann, den unübersteiglichen Drang in sich, den Armen unter seinen Mitmenschen zu helfen. Er stellte sich eines Tages während der Rennen hinter der Tribüne auf und machte einem der herumlungenden Bettler die erfreuliche Mitteilung, daß er Wetten im Betrage von 2 bis 20 Hellen annehme. Die Sache sprach sich unter den zahlreichen berufshaber erschienenen Bettlern rasch herum, und Geza Weber erfreute sich bald einer zahlreichen und dankbaren Kundenschaft. Leider steckte die Polizei ihre Nase auch in dieses menschenfreundliche Unternehmen des guten Geza. Ihr war die ungewöhnliche Ansammlung verdächtiger Gesellen hinter der Tribüne aufgefallen, und ein Detektiv in dementsprechender Kleidung wurde beauftragt, sich unter das Volk hinter der Tribüne zu mischen. Dieser Spion kam bald hinter die Geschäftspraktiken des Buchmachers der Bettler und verhaftete den Ehrenmann sehr zur allgemeinen Empörung seiner Kundenschaft. Wie das Geschäft geblüht hatte, bemerken Scheidewungen im Betrag von einigen hundert Pengö, die bei einer Leibesvisitation des tüchtigen Buchmachers gefunden wurden.

Wohnsinnige Wölfe.

Seit Jahren waren in der Gegend von Luch (Wohnsinn) keine Wölfe mehr aufgetaucht, so daß allgemein geglaubt wurde, der Landstrich sei für immer von der Plage befreit, und niemand scheute sich mehr wie in früheren Zeiten, menschliche Ansiedlungen allein zu verlassen. Kürzlich befand sich ein junges Mädchen, Eudoria Novik, im Morgengrauen auf dem Wege zum Bahnhof von Borai, um dorthin Milch für die Stadt Luch zu bringen. Da tauchten aus dem grauen Herbstnebel schwarze Schatten auf. Sie strichen häufig um das junge Mädchen herum, und überlappenden Atem von Tieren drang zur Entsetzen herüber. Wölfe! Plötzlich stand eines der Raubtiere unmittelbar vor der Wehrlosen. Der Geller troff von den Welpen des Wolfes, und die grünen Augen funkelten das Opfer an. Das Mädchen schrie vor Angst und Entsetzen schrill und durchdringend. Der Schrei jagte die Tiere für kurze Augenblicke in den Nebel zurück. Zitternd stand Eudoria Novik, und ein schwacher Funken Hoffnung glimmte in ihr auf. Da schlichen wieder die Schatten um sie, da bohrten sich wieder stehende grüne Augenpaare in ihren entsetzten Blick. Das Mädchen schrie auf wie ein Tier in Todesnot. Der Schrei trieb die Wölfe wieder zurück. Doch nur Sekunden vergingen, und wieder schossen die schwarzen Schatten aus dem brauenden Dunst. — Plötzlich sprang ein Wolf dem Mädchen vor die Brust und warf es zu Boden. Der Schrei erstarrte in Eudoria Noviks Kehle. Da peitschte ein Schuß durch die Stille, und ein Kolben schlug krachend auf den Schädel des Wolfes, der das Mädchen niedergeworfen hatte. Die schwarzen Schatten verschwanden im Nebel. Die Ketter, zwei Soldaten der Bahnpolizei, bemühten sich um Eudoria Novik. Sie konnten kein Wort aus ihr heraus bringen. Das Entsetzen hatte das Mädchen für immer stumm gemacht, und aus seinen Augen starrte der Wahnsinn.

Verantwortlich: S. Semmelmann. Altna. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 50

Mittwoch, 12. Dezember

1928

Erlebtes aus Südtirol

Von G. Dueß-Deffau.

Wer über vier Wochen Gelegenheit hatte, vom Brenner bis nach dem Vinschgau zu reisen, wer die Täler, die großen Straßen durchwanderte, in den Städten und in den einsamen Dörfern, in den Hütten und in den Almen einkehrte, der kann wohl sagen, daß er über Südtirol sprechen kann. Man muß, will man das wahre Südtirol sehen, nicht mit dem Auto Kilometer abessen. Zu welchem Ergebnis kommt man, wenn man nach so verbrachter Zeit das Land verläßt? Man sagt aus tiefstem Herzen: tut alles für das Land! Sie leiden noch mehr, als man aus den Berichten entnehmen kann. Ein Ligner ist, wer da sagen will, daß die Leiden dieses Volkes „aus politischen Gründen“ übertrieben werden. Dies Volk ist ohne jedes Recht, es fällt mehr und mehr der Verarmung anheim und beginnt zu verzweifeln. Die von den Italienern betriebene „Nationalisierung“ zeigt sich nicht anders als in dem Bestreben, den Tiroler Privatbesitz — billig in die Hand von Italienern zu bringen. Wie soll man sonst diese mit keinem volkswirtschaftlichen Grundlag mehr zu vererbenden Steuern erklären? Die dem Gebiete auferlegten Steuern sind von einer solchen Höhe, daß an eine Rentabilität in keinem Falle gedacht werden kann; weder vermag der Bauer oder der Weinbaupächter noch der Gastwirt die Steuern aufzubringen und dann noch den Betrieb zu erhalten. Vor der Italienisierung war Südtirol ein reiches, mindestens wohlhabendes Gebiet. Die Gegend von Bozen-Meran ist ein Frucht- und Rebland mit hoher und alter Wirtschaftskultur. Gelände mit 100jährigen Rebstöcken, die Fülle der hier anzutreffenden Burgen zeugt hier von; das gleiche können überall die stattlichen Bauerngehöfte laut den ehemaligen Wohlstand. Heute sind diese Bauern verarmt. Immer wieder sagt man, daß in kurzer Zeit kein Bauer mehr auf seinem Hofe sein werde. In Krabba (im Vinschgau) schilderte uns ein dortiger Gastwirt die Stimmung der Bauern mit folgenden Worten: „Sie lesen keine Zeitungen mehr, sie kümmern sich um nichts, was vorgeht; kaum, daß sie noch sprechen; sie meinen, daß es ein größeres Leid als das ihnen zugefügte nicht geben kann.“ — Kommt man nach Bozen, Meran, zu den herrlichsten Orten an der Dolomitenstraße, Cortina, Merano, überall gewinnt man den Eindruck, daß die großen wie die kleinen Hotels und die Wirtschaften in absehbarer Zeit ruiniert sind, denn überall herrscht uneingeschränkte Leere. Man findet keine Engländer, keine Amerikaner und keine Deutschen mehr in diesen von jenen Nationen doch vor dem Weltkriege so ausstrahlend bevorzugten Gebieten. Meran soll auch im letzten Winter völlig leer gewesen sein. Bozen, das im Sommer den Besuchern kaum mehr Platz zu bieten vermochte, war ohne Fremde. In den Gebieten des Scherns blieb man genau so allein wie in den Sommerfrischen an der Brennerstraße. Wer hat nicht als Deutscher seine Erinnerungen an Sterzing? Fremde findet man dort nicht mehr. Woher dies Ergebnis? Grund ist das Verhalten der Italiener. „Der Fremde weiß nicht, was ihm dort blühen kann“, wird gedacht. Hinzu kommt die Abneigung gegen die Italiener, die nicht nur den Deutschen und den Österreichern eigenen, sondern auch den Südtirolern eigen ist. Tatsächlich hat der Fremde sich außer über die Art, wie die Zollrevision vorgenommen wird, über nichts zu beklagen. Denn daß man im Gebiet selbst nicht jeher berechtigte Kritik üben kann, dürfte z. B. die Autofahrer

nicht abhalten, dorthin zu kommen; sehen sie doch von dem Leid nichts. Das so überwiegend auf die Verdienste aus dem Fremdenverkehr eingestellte Land kann so nur noch mit der „italienischen Saison“ rechnen. Diese dauert aber nur sechs Wochen, vom August bis zum Septemberanfang, eine Zeit, die nicht genügt, um außer den Steuern noch eine Rente heraus zu wirtschaften. Dazu haben in der Saison auch nur einige Unternehmen eine Einnahme; alle lediglich dem Touristen zugänglichen Wirtschaften, alle Hütten müssen mit dauernd ungünstigem Geschäft rechnen, denn die Italiener sind Feinde des Sehens. Außerdem wurde uns gegenüber immer wieder — und zwar in den verschiedensten Gebieten — betont, daß die Italiener wenig Geld ausgeben. Der venezianische Kaufmann, mit dem die Südtiroler heute in erster Linie als Gast rechnen müssen, fesselt mit Ausdauer auch auf der Reise. Wenn die Deutschen nicht wieder wie in Vorkriegszeiten in Scharen nach Südtirol kommen, dann ist der Tiroler Wirten nicht zu helfen. Die Italiener werden dann sehr bald ihr Ziel erreichen: für den bankrotten deutschen Wirt den Italiener einzuführen.

Ganz abgesehen vom menschlichen ist es auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen, wenn eine Schulpolitik die Kinder dahin bringt, daß diese Generation überhaupt nichts lernt, nicht einmal Lesen und Schreiben. Die Tiroler hatten ihre Wirtschaften auf dem Grunde guter Schulbildung aufgebaut; die italienischen Schulen entsprechen längst nicht denjenigen Österreichs; man hatte alle Veranlassung, die vorgefundenen Tiroler Schulen nicht zu zerstören. Durch das jetzt herrschende Schulleben erleidet das Gebiet eine neue wirtschaftliche Schwächung, ist doch die kommende Generation hierdurch künstlich in ihrer Leistungskraft herabgedrückt. Überall hörten wir die Klage, daß die Jugend nicht nur unwillig aufwüchse, sondern auch feilsch verwildere, da man die Kinder in das Spielzeug und Angeberstücken einbezieht. Man horcht die Kinder aus und verhaftet auf Grund ihrer Auslagen die Eltern. Ein Kind, das eine Strafe fürchtet, kann sich ihr heute leicht entziehen, indem es die Eltern bei den Italienern verleumdet. Eine Wirtin in Pieve di Tobl (in der Gegend des Salzburgerpasses) sagte uns: „Die Italiener machen unsere Kinder hart und schlecht, man weiß oft nicht mehr, daß sie ein Herz haben.“

Einen weiteren Grund für die Annahme, daß die Italiener ihre „Nationalisierung“ betreiben, um für Italien die dortigen Werte billig zu erlangen, kann man auch in der — an sich noch dazu grausamen — Art erblicken, in der man allen Angestellten, Beamten und Arbeitern gegenüber verfährt. Man entläßt nach einem bestimmten Status alle Einheimischen und stellt an ihrer Stelle Italiener an. So machte man in Sterzing einen betagten Arzt aus Rom zum Bürgermeister, betraute in Vigo einen Tiroler Hotelier mit diesem Amt. Sehr eigenartig mutet es doch auch an, daß man die Postämter an Privatpersonen verpachtet, und was soll man noch dazu sagen, wenn man hört, daß die Steuererhebung ebenfalls an italienische Privatpersonen verpachtet wird? Wie soll die Wirtschaft gedeihen, wenn der Unternehmer gezwungen wird, seine guten und eingearbeiteten Kräfte zu entlassen und dafür Italiener einzustellen, die nicht fähig sind, auch nur 40 vom Hundert der Leistung des Entlassenen zu erreichen. Alle Vorkriegsleistungen helfen hierbei nichts. Welches ist der italienische Stellenlohn und ist die vorgeschriebene Quote an italienischen Arbeitern in dem betreffenden Werke noch nicht erreicht. Dann wird über nichts zu beklagen. Denn daß man im Gebiet selbst nicht jeher berechtigte Kritik üben kann, dürfte z. B. die Autofahrer

gegenüber jedem Gewerbetreibenden vorgenommen; alles Maßnahmen, die den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Landes herbeiführen müssen. Infolge der dauernden Entlassungen herrscht große Arbeitslosigkeit. Wer der Arbeitslosigkeit entgehen will, kann dies dadurch erreichen, daß er den Faschisten beiträgt. Ein Grund mehr für die Gefährdung der Jugend. Die Faschisten werden glänzend bezahlt, sind die Herren der Straße und besonders dazu berufen, die Bevölkerung zu bedrücken. Wie es auf einen Tiroler wirken muß, wenn er sich zu den Faschisten meldet, kann man sich selbst sagen. Die Einheimischen haben ihr kurzes Urteil über die Faschisten. Ein ehemaliger Richter sagte uns: „Sie stehen, was sie nur fassen können, und lassen sich es dann, wenn es geht, bezahlen.“ Das Volk ist eben rechtlos, vogelfrei. Von einer Bozener Dame hörten wir: „Wenn der Herr Postsekretär an einer Familie Interesse nimmt und ihre Korrespondenz liest, dann hilft kein Bescheiden, dann dann wird die Korrespondenz eben „verdächtig“. Der Beamte erhält ein Lob. Die Familie, die sich beklagte, wird bestraft. Sie schweigen so allem. Unendlich oft hört es: „Wir haben eine Mundschelle umgelegt bekommen.“ Wer sich ausspricht, der tat es nur mit leiser Stimme. Alles hat dort Ohren, und die Spindel sind so reichlich vertreten wie die ungeheuren italienischen Beamten und Polizisten, von denen keiner zu wissen scheint, wie er den Tag totschlägen soll; die Gemeinde aber muß ihnen gute Gehälter bezahlen. Es ist dort ein Leiden ohne Ende und über alles Maß der Menschenwürde hinaus.

Schicksalsstunde

in Deutsch-Südwestafrika

Vor 25 Jahren.

Von Major a. D. Rudolf Albrecht-Stuttgart

Es waren schlimme Vorfälle, die vor 25 Jahren kurz vor dem Weihnachtsfest von unserer deutschen Kolonie Südwestafrika beim Reichshofamt einliefen. Sie kamen aus dem südlichsten Teil der Kolonie, aus dem von den Karasbergen und englischen Gebiet umschlossenen Lande der Bodelswarts, deren Kapitän Wilhelm Christian der erneut angeordneten Waffenspendung Widerstand entgegensetzte. Es war am 25. Oktober 1903, als der Distriktschef der kleinen, gänzlich vereinsamten Station Warmbad, Leutnant Jobst, sich mit seinem Sergeanten Enay, zwei Anführern und zwei Reitern in die West des Kapitans begab, um den Willen seiner vorgesetzten Behörde auszuführen. Im Verlauf der Unterredung, die Leutnant Jobst zur Verhaftung des Bodelswartsführers zwang, fielen Schüsse, die Leutnant Jobst, Sergeant Enay und den Anführer Ruhn töteten und einen Reiter verarmeten. Dieser raste mit dem noch übrig gebliebenen Reiter und dem zweiten Anführer in die Station zurück, die Leutnant a. D. von dem Busche mit zwölf Mann zur Verteidigung einrichtete.

Hilfe konnte so rasch nicht eintreffen. Die Lage war für die in die Station geflüchteten Farmer und die wenigen Reiter im höchsten Grade gefährlich. Denn man schätzte die Zahl der waffenfähigen Bodelswarts immerhin auf 300 bis 400 Mann und die dritte Kompanie, zu der die Befehlshaber von Warmbad gehörte, lag in dem etwa 270 Kilometer nördlich, jenseits der Karasberge, liegenden Reilmanshoop. Dorthin jagte ein Eingeborener mit der Kunde von dem Überfall in der West Wilhelm Christian, der übrigens im Kampf selbst tödlich

...mündel worden war. Lichtersprecher verständigten noch am 29. Oktober Windhuk.

Unglücklicherweise verfügte nun Hauptmann von Kopp, der Stationschef von Keetmanshop, nur über vier Unteroffiziere und 14 Reiter, da er den größeren Teil seiner Kompanie zwei Tage vorher nach den Karasbergen entsandt hatte, wo ebenfalls Unruhen ausgebrochen waren. Der Hauptmann ließ die ihm noch verbliebenen Reiter aufsteigen und erreichte in kürzester Zeit am 1. November Warmbad, das von den Bondelzwarts bereits eingeschlossen war. Diese zogen sich vor den Warmbad entsetzten deutschen Reitern nach Süden zurück. Sie mußten jedoch niedergezungen werden, ehe der Süden Deutsch-Südwestafrikas verloren ginge. Denn die englische Grenze war in der Nähe. Von dort konnten sie in den Besitz von Waffen gelangen. Die dritte Kompanie kehrte also noch den Karasbergen nach Keetmanshop zurück, verstärkte sich durch eingezogene Reservisten und erreichte am 16. November Warmbad. Nun, nachdem Hauptmann von Kopp seine Kompanie zusammen hatte, befohl er den Angriff auf die um Warmbad haltenden Bondelzwarts, die er am 20. und 21. November aus ihren festen Stellungen vertrieb und denen er viel Vieh und Vorräte abnahm. Die Aufständischen teilten sich in zwei Gruppen. Die eine zog sich nach dem Osten, auf Uhabis, zurück, deren Fokkation sie erbeutete und wo sie zwei deutsche Reiter tötete. Die andere wich nach dem Süden, auf Sartebeestmund, aus.

Windhuk hatte unterdessen seine erste Feldkompanie unter dem Oberleutnant Grafen von Stillefried, seine Gebirgsbatterie von Seydewitz und eine Bataillonabteilung unter Oberleutnant Böttlin nach dem Süden abgehen lassen. Der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann von Fiedler, ritt selbst mit. Obwohl das Hauptlager der Bondelzwarts bei Sartebeestmund am 12. Dez. von Oberleutnant Böttlin überumpelt wurde und Hauptmann der Reserve von Burgsdorf am 10. Dezember am Südrande der großen Karasberge die nördliche Gruppe der Aufständischen schlug, hinderten Versperrungsschwierigkeiten größere Unternehmungen. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Deutwein, der sich selbst nach dem Süden begeben hatte, zog seine zweite Kompanie aus dem nördlich von Windhuk gelegenen Omaruru heran. Sie setzte sich unter ihrem Hauptmann Franke in Marsch. Auf diesem Marsche erreichte sie die Kunde von dem am 27. Dezember mit den Bondelzwarts abgeschlossenen Waffenstillstand. Ihm folgte am 27. Januar ein Friedensschluss, in dem die Bondelzwarts ihre Waffen und Munition abgaben und alle des Raubes und des Mordes schuldigen Stammesangehörigen ausgeliefert.

Der Süden der Kolonie war also gerettet. Mitte und Norden aber waren von der an Zahl schwachen Schutztruppe entblößt. Die zweite Schutztruppenkompanie Franke hatte ja Omaruru verlassen. Zum Schutze des Nordens, des Hererolandes, war also nur die weit verteilte vierte Kompanie in Okavandja übrig geblieben. Auf die Entlohnung des Nordens konnten deutschen Truppen rechnen, die Hereros nun erwartet zu haben. Verschlagen, heimrücksich und hinterlistig hatten sie ihre Absichten zu verbergen gemußt. Bis zu Beginn des Jahres 1904 der Stationsälteste von Waterberg, Sergeant Rabemacher, den Aufkauf von allen erhaltenden Pferden, Sätteln und Zaumzeug meldete, der Distriktschef von Laahandja, Oberleutnant der Reserve Jörn, das Anreiten von mehreren hundert auf bewaffneten Hereros auf die Station nach Windhuk durch Lichtersprecher übermittelte und der Oberhauptling Samuel Maharero plötzlich aus Okavandja verschwand, Ziel unbekannt. Der Januar 1904 sah den Norden Deutsch-Südwestafrikas in Flammen.

Einheitlich brach der Aufstand los. Eine sizilianische Vesper, wie ihn der Gouverneur später benannt hat. Mit dieser Grausamkeit wurden die deutschen Farmer ermordet, die Farmen selbst geplündert und in Brand gesetzt und alle Viehherden hinweg getrieben. In den schwach besetzten Stationen suchte, wer noch rechtzeitig hatte flüchten können, Unterkunft und Schutz. Die wagte der feige Herero nur in wenigen Fällen anzugreifen. Bei Okavandja eröffnete er am 11. Januar die Feindseligkeiten. Der Stein war ins Rollen gekommen. Feurige Reiterpatrouillen wurden niedergemacht, Missionare ermordet, aus allen Teilen trafen Stöbelscharen ein. Auch dehnte der Aufstand sich auf die Gegend um Windhuk selbst aus, deren feste Scharen von Frauen und Kindern aufnahm. Wer Waffen tragen konnte, stellte sich in Reih und Glied mit den deutschen Reitern. Bis Mitte Januar 1904 waren 150 Anführer und Reiter der Nordluft der Eingeborenen zum Opfer gefallen.

...mündel worden war. Lichtersprecher verständigten noch am 29. Oktober Windhuk.

Unglücklicherweise verfügte nun Hauptmann von Kopp, der Stationschef von Keetmanshop, nur über vier Unteroffiziere und 14 Reiter, da er den größeren Teil seiner Kompanie zwei Tage vorher nach den Karasbergen entsandt hatte, wo ebenfalls Unruhen ausgebrochen waren. Der Hauptmann ließ die ihm noch verbliebenen Reiter aufsteigen und erreichte in kürzester Zeit am 1. November Warmbad, das von den Bondelzwarts bereits eingeschlossen war. Diese zogen sich vor den Warmbad entsetzten deutschen Reitern nach Süden zurück. Sie mußten jedoch niedergezungen werden, ehe der Süden Deutsch-Südwestafrikas verloren ginge. Denn die englische Grenze war in der Nähe. Von dort konnten sie in den Besitz von Waffen gelangen. Die dritte Kompanie kehrte also noch den Karasbergen nach Keetmanshop zurück, verstärkte sich durch eingezogene Reservisten und erreichte am 16. November Warmbad. Nun, nachdem Hauptmann von Kopp seine Kompanie zusammen hatte, befohl er den Angriff auf die um Warmbad haltenden Bondelzwarts, die er am 20. und 21. November aus ihren festen Stellungen vertrieb und denen er viel Vieh und Vorräte abnahm. Die Aufständischen teilten sich in zwei Gruppen. Die eine zog sich nach dem Osten, auf Uhabis, zurück, deren Fokkation sie erbeutete und wo sie zwei deutsche Reiter tötete. Die andere wich nach dem Süden, auf Sartebeestmund, aus.

Windhuk hatte unterdessen seine erste Feldkompanie unter dem Oberleutnant Grafen von Stillefried, seine Gebirgsbatterie von Seydewitz und eine Bataillonabteilung unter Oberleutnant Böttlin nach dem Süden abgehen lassen. Der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann von Fiedler, ritt selbst mit. Obwohl das Hauptlager der Bondelzwarts bei Sartebeestmund am 12. Dez. von Oberleutnant Böttlin überumpelt wurde und Hauptmann der Reserve von Burgsdorf am 10. Dezember am Südrande der großen Karasberge die nördliche Gruppe der Aufständischen schlug, hinderten Versperrungsschwierigkeiten größere Unternehmungen. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Deutwein, der sich selbst nach dem Süden begeben hatte, zog seine zweite Kompanie aus dem nördlich von Windhuk gelegenen Omaruru heran. Sie setzte sich unter ihrem Hauptmann Franke in Marsch. Auf diesem Marsche erreichte sie die Kunde von dem am 27. Dezember mit den Bondelzwarts abgeschlossenen Waffenstillstand. Ihm folgte am 27. Januar ein Friedensschluss, in dem die Bondelzwarts ihre Waffen und Munition abgaben und alle des Raubes und des Mordes schuldigen Stammesangehörigen ausgeliefert.

Der Süden der Kolonie war also gerettet. Mitte und Norden aber waren von der an Zahl schwachen Schutztruppe entblößt. Die zweite Schutztruppenkompanie Franke hatte ja Omaruru verlassen. Zum Schutze des Nordens, des Hererolandes, war also nur die weit verteilte vierte Kompanie in Okavandja übrig geblieben. Auf die Entlohnung des Nordens konnten deutschen Truppen rechnen, die Hereros nun erwartet zu haben. Verschlagen, heimrücksich und hinterlistig hatten sie ihre Absichten zu verbergen gemußt. Bis zu Beginn des Jahres 1904 der Stationsälteste von Waterberg, Sergeant Rabemacher, den Aufkauf von allen erhaltenden Pferden, Sätteln und Zaumzeug meldete, der Distriktschef von Laahandja, Oberleutnant der Reserve Jörn, das Anreiten von mehreren hundert auf bewaffneten Hereros auf die Station nach Windhuk durch Lichtersprecher übermittelte und der Oberhauptling Samuel Maharero plötzlich aus Okavandja verschwand, Ziel unbekannt. Der Januar 1904 sah den Norden Deutsch-Südwestafrikas in Flammen.

Einheitlich brach der Aufstand los. Eine sizilianische Vesper, wie ihn der Gouverneur später benannt hat. Mit dieser Grausamkeit wurden die deutschen Farmer ermordet, die Farmen selbst geplündert und in Brand gesetzt und alle Viehherden hinweg getrieben. In den schwach besetzten Stationen suchte, wer noch rechtzeitig hatte flüchten können, Unterkunft und Schutz. Die wagte der feige Herero nur in wenigen Fällen anzugreifen. Bei Okavandja eröffnete er am 11. Januar die Feindseligkeiten. Der Stein war ins Rollen gekommen. Feurige Reiterpatrouillen wurden niedergemacht, Missionare ermordet, aus allen Teilen trafen Stöbelscharen ein. Auch dehnte der Aufstand sich auf die Gegend um Windhuk selbst aus, deren feste Scharen von Frauen und Kindern aufnahm. Wer Waffen tragen konnte, stellte sich in Reih und Glied mit den deutschen Reitern. Bis Mitte Januar 1904 waren 150 Anführer und Reiter der Nordluft der Eingeborenen zum Opfer gefallen.

...mündel worden war. Lichtersprecher verständigten noch am 29. Oktober Windhuk.

Unglücklicherweise verfügte nun Hauptmann von Kopp, der Stationschef von Keetmanshop, nur über vier Unteroffiziere und 14 Reiter, da er den größeren Teil seiner Kompanie zwei Tage vorher nach den Karasbergen entsandt hatte, wo ebenfalls Unruhen ausgebrochen waren. Der Hauptmann ließ die ihm noch verbliebenen Reiter aufsteigen und erreichte in kürzester Zeit am 1. November Warmbad, das von den Bondelzwarts bereits eingeschlossen war. Diese zogen sich vor den Warmbad entsetzten deutschen Reitern nach Süden zurück. Sie mußten jedoch niedergezungen werden, ehe der Süden Deutsch-Südwestafrikas verloren ginge. Denn die englische Grenze war in der Nähe. Von dort konnten sie in den Besitz von Waffen gelangen. Die dritte Kompanie kehrte also noch den Karasbergen nach Keetmanshop zurück, verstärkte sich durch eingezogene Reservisten und erreichte am 16. November Warmbad. Nun, nachdem Hauptmann von Kopp seine Kompanie zusammen hatte, befohl er den Angriff auf die um Warmbad haltenden Bondelzwarts, die er am 20. und 21. November aus ihren festen Stellungen vertrieb und denen er viel Vieh und Vorräte abnahm. Die Aufständischen teilten sich in zwei Gruppen. Die eine zog sich nach dem Osten, auf Uhabis, zurück, deren Fokkation sie erbeutete und wo sie zwei deutsche Reiter tötete. Die andere wich nach dem Süden, auf Sartebeestmund, aus.

Windhuk hatte unterdessen seine erste Feldkompanie unter dem Oberleutnant Grafen von Stillefried, seine Gebirgsbatterie von Seydewitz und eine Bataillonabteilung unter Oberleutnant Böttlin nach dem Süden abgehen lassen. Der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann von Fiedler, ritt selbst mit. Obwohl das Hauptlager der Bondelzwarts bei Sartebeestmund am 12. Dez. von Oberleutnant Böttlin überumpelt wurde und Hauptmann der Reserve von Burgsdorf am 10. Dezember am Südrande der großen Karasberge die nördliche Gruppe der Aufständischen schlug, hinderten Versperrungsschwierigkeiten größere Unternehmungen. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Deutwein, der sich selbst nach dem Süden begeben hatte, zog seine zweite Kompanie aus dem nördlich von Windhuk gelegenen Omaruru heran. Sie setzte sich unter ihrem Hauptmann Franke in Marsch. Auf diesem Marsche erreichte sie die Kunde von dem am 27. Dezember mit den Bondelzwarts abgeschlossenen Waffenstillstand. Ihm folgte am 27. Januar ein Friedensschluss, in dem die Bondelzwarts ihre Waffen und Munition abgaben und alle des Raubes und des Mordes schuldigen Stammesangehörigen ausgeliefert.

Der Süden der Kolonie war also gerettet. Mitte und Norden aber waren von der an Zahl schwachen Schutztruppe entblößt. Die zweite Schutztruppenkompanie Franke hatte ja Omaruru verlassen. Zum Schutze des Nordens, des Hererolandes, war also nur die weit verteilte vierte Kompanie in Okavandja übrig geblieben. Auf die Entlohnung des Nordens konnten deutschen Truppen rechnen, die Hereros nun erwartet zu haben. Verschlagen, heimrücksich und hinterlistig hatten sie ihre Absichten zu verbergen gemußt. Bis zu Beginn des Jahres 1904 der Stationsälteste von Waterberg, Sergeant Rabemacher, den Aufkauf von allen erhaltenden Pferden, Sätteln und Zaumzeug meldete, der Distriktschef von Laahandja, Oberleutnant der Reserve Jörn, das Anreiten von mehreren hundert auf bewaffneten Hereros auf die Station nach Windhuk durch Lichtersprecher übermittelte und der Oberhauptling Samuel Maharero plötzlich aus Okavandja verschwand, Ziel unbekannt. Der Januar 1904 sah den Norden Deutsch-Südwestafrikas in Flammen.

Einheitlich brach der Aufstand los. Eine sizilianische Vesper, wie ihn der Gouverneur später benannt hat. Mit dieser Grausamkeit wurden die deutschen Farmer ermordet, die Farmen selbst geplündert und in Brand gesetzt und alle Viehherden hinweg getrieben. In den schwach besetzten Stationen suchte, wer noch rechtzeitig hatte flüchten können, Unterkunft und Schutz. Die wagte der feige Herero nur in wenigen Fällen anzugreifen. Bei Okavandja eröffnete er am 11. Januar die Feindseligkeiten. Der Stein war ins Rollen gekommen. Feurige Reiterpatrouillen wurden niedergemacht, Missionare ermordet, aus allen Teilen trafen Stöbelscharen ein. Auch dehnte der Aufstand sich auf die Gegend um Windhuk selbst aus, deren feste Scharen von Frauen und Kindern aufnahm. Wer Waffen tragen konnte, stellte sich in Reih und Glied mit den deutschen Reitern. Bis Mitte Januar 1904 waren 150 Anführer und Reiter der Nordluft der Eingeborenen zum Opfer gefallen.

Am 18. Januar lief auf der Seebe von Sartebeestmund ein, dessen Kommandant sofort eine Landungsabteilung mit der Bahn nach Karibib entsandte. Allein immer ernster ward die Lage; immer bedrohlicher der Aufstand. Ueber das Schicksal Omarurus und Okavandjas war man ganz im Unklaren. Es vergingen Wochen qualvoller Ungewißheit und schwerer Kämpfe, bis das Mutterland Hilfe senden konnte.

Die erste Hilfe aber kam Südwest aus Südwest. Kam von dem Manne, den der Hilferuf aus dem Süden nach dem Lande der Bondelzwarts gerufen hatte: von Hauptmann Franke und seiner zweiten Feldkompanie.

Sankt Nikolaus

Ein Freund der Kinder in Nord und Süd.
Von Hans Ernst Gehrke.

Eine alte flämische Legende berichtet die Geschichte eines tapferen Edelmannes, der war drei schöne Töchter besaß, aber kein Geld, um ihnen eine Mitgift zu geben. Es war damals schon wie heute: für die drei armen Schönen fand sich kein Freier. Eines Abends ging nun der Bischof am Hause des Edelmanns vorbei und warf unbemerkt einen mit Gold gefüllten Beutel durchs Fenster, so daß der Ritter nunmehr seine älteste Tochter ausstatten konnte. Der Vorgang wiederholte sich noch zweimal. Beim letzten Male indes ergriff der erkrankte Vater, der auf den geheimnisvollen Wohlthäter gewartet hatte, diesen am Arm und nötigte ihn, sich zu erkennen zu geben. Wahrlich! haben wir hier den Ursprung des Sankt Nikolaus, der auch als Weihnachtsmann oder Knecht Ruprecht in der Zeit vom 6. Dezember bis Weihnachten im Leben der Kinder eine so bedeutungsvolle Rolle spielt. Andere führen ihn auf den Bischof von Myra Nikolaus, zurück, den Schutzpatron der Seelen und Kinder.

Damit steht wohl auch die alte, besonders in England früher verbreitete, jetzt überall verschwundene Sitte im Zusammenhang, am 6. Dezember, dem Nikolaustage, einen „Kinderbischof“ zu ernennen. Der zu Grunde liegende Gedanke war, auf diese Weise den besten Schüler der Sonntagsschule auszuzeichnen. Der Gewählte wurde, während die Gemeinde das „Magnificat“ sang, in sein Amt eingeführt und mit dem eigens für ihn angefertigten Ornat bekleidet, darauf er von der Kanzel herab eine Predigt hielt. Die damit verbundenen Zeremonien wechselten je nach der Gegend. Die Sitte bestand außer in England fast überall in Frankreich und Spanien sowie in einzelnen Teilen Deutschlands und der Schweiz, artete aber vielfach aus und verschwand später völlig.

Die Gestalten des Sankt Nikolaus, des Weihnachtsmannes und des Knecht Ruprecht sehen je nach den verschiedenen Ländern und Gegenden neben einander her oder verschmelzen zu einer einzigen Person. In verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes kommt der Freund der Kinder im langen, pelzbesetzten Rock und mit weißem Bart, einen schweren Sack über den Schulter, am Vorabend des Nikolaustages oder an diesem selbst, um sich zu erkundigen, ob die Kleinen artig und fleißig gewesen sind, um die Braven zu belohnen und die Unartigen zu strafen und um die Wunschzettel für Weihnachten entgegen zu nehmen. Meist tritt er wie ein gewöhnlicher Mensch durch die Tür, zuweilen jedoch dringt er — trotz seiner Größe — auf geheimnisvolle Weise durch das Schlüsselloch ein; in England in der Regel durch den Schornstein, der selbstverständlich keinerlei Rauchspuren auf Rock oder Bart hinterläßt. In den skandinavischen Ländern sperren die Kinder am Nikolaustage wie auch am Heiligen Abend die Fenster auf, denn durch diese nimmt nach ihrer Ansicht der Weihnachtsmann seinen Weg.

Abweichend von dem dunklen, pelzbesetzten Mantel, den Sankt Nikolaus bei uns trägt, erscheint er in England in Rot, aber gleichfalls mit weißem Vollsack und großem Sack. In Spanien wieder trägt er ein weißes Gewand in Italien ein purpurfarbenes oder grünes, je nach den Eigenheiten, die man ihm beimißt wobei Weiß das Sinnbild der Reinheit, Purpur das der Majestät ist, während Grün die Ewigkeit bezeichnen soll.

In den germanischen Ländern macht Sankt Nikolaus seine Besuche in der Regel allein. Nicht so in Süd-Europa, wo ihn meist ein Bruder oder Vetter begleitet. Zuweilen sind es deren sogar vier oder fünf, die ihm bei seiner nicht leichten Arbeit helfen. In der Schweiz erscheint der Weihnachtsmann in Gesellschaft seiner Frau Luzie, die eine runde Kappe auf

den langen Flechten trägt, dazu ein gesticktes Nieder und eine seidene Schürze.

In den Wochen vor Weihnachten stellen in vielen Teilen Deutschlands die Kinder am Abend vor dem Schlafengehen ihre Schuhe ans Fenster, in denen sich am anderen Morgen allerhand Süßigkeiten, auch wohl kleine Geschenke vorfinden, die Sankt Nikolaus oder der Weihnachtsmann während der Nacht hineingelegt hat. In Italien treten an Stelle der Süßigkeiten Früchte. Auch in Holland werden die Schuhe, häufig auch noch die Kleiderstapfen der Kinder gefüllt, ebenso in Spanien, wo man die Schuhe auf einen Balkon oder ein Fensterbrett stellt, damit die Heiligen drei Könige, die hier die Rolle des Sankt Nikolaus vertreten und auf Kamelen reiten, sie bequem erreichen können. In den angelsächsischen Ländern werden die Geschenke nicht in die Schuhe, sondern in die Strümpfe gelegt.

In Belgien steht man um den Nikolaustag herum in den Auslagen der Süßigkeitenhändler lange Reihen von „Kinderbischofen“ aus Schokolade, mit Mitra und Stola in legendärer Haltung. Auch die flämischen Kinder erhalten ihre Vor-Weihnachtsgeschenke in den Strümpfen geflochten. Diese mögen noch so reich sein, die Kleinen wären enttäuscht, wenn sich nicht noch Schokolade oder Bischof darunter befände. In den Niederlanden stellen die Kinder ihre kleinen Holzschuhe am Abend des fünften Dezember auf den Herd; in diese läßt „Sinter Klaas“, der auf einem Schimmel in Begleitung eines Mohren mit einer Rute über die Dächer reitet, für die braven Kinder aus einem großen Sack seine Gaben durch den Schornstein fallen. In die Holzschuhe pflegt man etwas Stroh zu legen, als Futter für das Reittier des Heiligen.

In manchen Gegenden Deutschlands erscheint Sankt Nikolaus auch noch am Heiligen Abend, um unter dem brennenden Tannenbaum seine Gaben zu verteilen. Ebenso in Dänemark und Schweden, wo er von Nichten und anderen immergrünen Zweigen seine Geschenke auf die Kleinen schüttelt.

In Dänemark befestigen die Kinder auf dem Lande Korkgarden am Hausgiebel, damit Sankt Nikolaus' Schimmel im Notfall etwas zu fressen findet. In Schweden stellt man diese Gärten an einem Pfosten im Freien auf. In beiden Fällen sind die notleidenden Vögel, denen so der Tisch gedeckt wird, die Nutznießer des alten Kinderglaubens.

Selbst in der heißen Zone taucht Sankt Nikolaus auf, auch hier immer in Pelzmantel und Mütze, obgleich er sicher leichten Tropenanzug und Panamahut vorziehen würde. Aber dann wäre er ja nicht der richtige Sankt Nikolaus! Um artigen Kinder eine Freude zu machen, nimmt der gute Alte eben auch die Unbequemlichkeiten einer dem Klima wenig angemessenen Kleidung auf sich.

Australische Weihnacht

Von Käsin Brockdorff.

Die Sonne brennt heiß, obwohl es noch früh am Morgen ist, und als mir der Aufseher beim Abreiten „Fröhliche Weihnacht!“ zuruft, weiß ich im ersten Augenblick nicht, was er damit meint. Aber richtig, heute ist ja der 24. Dezember, man vergißt nur zu leicht da draußen den Kalender.

Der langbeinige Australier neben mir wiederholt nachdenklich: „Fröhliche Weihnacht“, als wir über die flammend-heiße staubige Ebene reiten. „Euer Weihnachtsbaum in Deutschland muß schön sein“, sagte er beinahe sehnlichst.

„Oh ja“, antwortete ich etwas gedankenabwesend. Vor meinen Augen flimmern die brennenden Ketzen auf dem Baum, stehen die Gestalten der Eltern und Geschwister, und es klingt mir im Ohr: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Nur nicht daran denken! Jetzt bin ich hier draußen in Australien und an diesem Weihnachtsfest muß ich halbtote Schafe aus dem Schlamm ziehen.

Wir haben inzwischen das Ufer des Seiches erreicht, und der zu dieser Jahreszeit fast tägliche Anblick bietet sich uns dar. Das Wasser des Flußes ist beinahe verschwunden, eine Reihe weißer, hilfloser Schafe steckt bis an Hals im Schlamm. Ringsherum lauern gierige, blutdürstige Krähen auf ihre Beute. Die Pferde werden an Pfähle gebunden, und wir machen uns an das Befreiungsmerk.

Die Sonne steht schon hoch über den wenigen Bäumen, die Hitze ist drückend. Vorsichtig bringen wir vordrängend, immer bemüht, Hände und Gamaschen sauber zu halten. Nach einer Viertelstunde ist jedoch alle Mühsamkeit vergeblich. Wir stecken bis zum Knie im Schlamm und Morast, eilig bemüht, die gefangenen Tiere heraus zu ziehen, die in ihrer Benom-

menheit nicht dabel helfen. Die armen Geschöpfe sind nicht nur schwach, sondern vielen von ihnen haben die gierigen Krähen die Augen ausgefressen, und die blutigen Höhlen schreien anklagend den Himmel. Mit verzweifelter Energie arbeiten wir, um mit diesem abscheulichen Geschäft so bald wie möglich fertig zu werden. Plötzlich stößt mich eins der Schafe ich verliere das Gleichgewicht und falle rücklings in den Morast.

„Fröhliche Weihnachten!“ ruft der Aufseher scherzend von dem Ende des Seiches.

Eine von den befreiten Schafen, die wohl länger als die andern im Schlamm steckten, sind mehr tot als lebendig. Sie erholten sich nie wieder, daher töten wir sie schnell und barmherzig. Ein fester Stich in die Kehle, ein Zittern geht durch die weißen Glieder, und alles ist vorbei. Dann wird das Fell abgezogen, was die meiste Zeit kostet.

Es ist neun Uhr, als wir unsere Arbeit beendet haben. Die starke Hitze strahlt vom Ufer her und steigt aus dem Schlammwasser auf. Die Pferde stapfen unruhig in einer Wolke von Fliegen, die Krähen sind in den Schattungen geflochten. Wir waten durch den Schlamm, bücken uns und schöpfen das gelbe Wasser mit der Hand. Was fragen wir nach Sauberkeit! Es ist doch Wasser, und wir sind von Hitze und mühsamer Arbeit fast verdurftet. Dann steigen wir zu Pferde und reiten langsam durch die glühende Ebene zur nächsten Pflanzung. Der Anblick ist der gleiche wie vorher: staubige rote Ufer, gelbes Wasser, Morast und unzählige verschlammte Schafe.

„Immer mehr fröhliche Weihnachten“, lacht der Aufseher und schlingt seine Zügel um einen Baumast. „Ich denke, wir frühstücken, ehe wir uns daran machen.“

Nach dem Frühstück begeben wir uns wieder an unsere graufige Arbeit. Dann geht es an einen dritten Teich. Die Sonne sinkt im purpurnen und goldenen Glanz, als wir endlich unsere geduldrigen Pferde befehlen und nach der Hauptstation reiten. Es ist nicht gerade weihnachtlich gemutet, aber jedenfalls war es ein Tag voll erfüllter Pflicht; das gibt ein gewisses Gefühl der Befriedigung.

Der Abend gehört uns. Die Sättel werden abgenommen, die mageren Pferde fressen, was sie in der bürren Koppel finden. Der Verwalter, der Aufseher, der Krämer und ich — setzen uns zu einem Junggesellensessen. Es gibt zur Feier des Tages einen Plumpudding und Rinderkeule statt des flammigen Sammelkessels. Die Unterhaltung dreht sich wie gewöhnlich um schwindendes Gras und Wasser, um Schafe und Rindchen. Schließlich füllt der Verwalter die Gläser mit Whisky, und wir stoßen auf eine fröhliche Weihnacht mit einer Rührkeule an, die ich meinen drei australischen Gefährten nicht zugetraut hätte.

Nach dem Essen liegen wir auf der Veranda zu faulenzträumen und rauchen. Selbst jetzt ist die Hitze drückend, der Sommerabend ziemlich heiß. Die Frösche quaken in einem Bach, die Wasserkümpel, und die Moskitos surren über uns. Der Abend ist ein Fest.

Plötzlich geht der Aufseher ans Ende der Veranda und starrt eine Weile ins Dunkel. Dann hören wir ihn fluchen, und er wendet sich um. „Noch mehr fröhliche Weihnacht!“ Schill pfeift er durch die Finger, und ein antwortendes „Hallo!“ kommt aus der Baracke.

„Schick Tod nach den Pferden! Buschfeuer vorwärts!“ ruft er hallend in die Dunkelheit. Aber seine Schulter können wir im Westen im schlimmen Glanz sehen, der für uns eine Nacht voll Plackerei bedeutet. Es ist hinter der eben Leichkoppel. Der Holzstumpf brennt, und es sind viertausend Schafe dort.

In weniger als zehn Minuten galoppieren wir in die Nacht, dem leuchtenden Scheine entgegen, und eine halbe Stunde später arbeiten wir mit nassen Säcken und grünen Zweigen gegen eine Feuerlinie, die immer wieder vor neuen Angriffen vorrückt. Die ganze Nacht hindurch dauert der Kampf, bis wir beim Morgengrauen Sieger bleiben. Hinter uns liegt ein Streifen schwarzen, verwehten Grases, das, auch nach dem noch ab und zu ein Baumstumpf harmlos brennt, vor uns die große Weide, die wir im Schweife unseres Angesichts gerettet haben.

Müde, zerschlagen, schwarz von Ruß und Schweiß steigen wir wieder auf die Pferde. Als ich todmüde im Sattel bin, ermuntert mich plötzlich ein freundschaftlicher Rippensstoß des Aufsehers, daß ich erschreckt die herunterhängenden Zügel ergreife. „Fröhliche Weihnacht!“ ruft er lachend. „Das war einmal ein Fest.“

Chiung Hse, der Pfeifenbringer

Kazija in Chinatown. — Der Mann im Sauerkraut. — Opiumaffe als Kaufgast.

Von John C. Water - Chicago.

Chinatown! Die Chinesenstadt von San Francisco hat viel von ihrer berühmten „Verbrecherromanik“ mit unterirdischen Höhlen, Gängen und Todesfällen verloren, aber auch heute noch meißelt der gestiftete Bürger das chinesische Ghetto.

Eine Opiumkassette soll heute nacht stattfinden. Zweihundert „Cops“ in ihren blauen Uniformen sperren die Zugänge. Ein Pfiff schrillt durch die Nacht. Die Polizei geht zum Angriff vor. Sechs Mann besetzen ein verdächtiges Haus. Es gehört Sjuue Liang, der erst vor wenigen Jahren als mittellose Auswanderer nach Frisco kam und heute außer dem Bau noch drei Kaffeehäuser besitzt. Auf ehrliebe Weise kann kein Chineser in Amerika so reich werden!

Sergeant Duchs faßt drohend gegen eine Tür. Drinnen fällt ein Stuhl, hufschellenartige Schritte. Sergeant Duchs schreier Stiesel sprengt das Schloß. Die Geheimnisse Chinas grinsen von den Wänden des matt erleuchteten Zimmers: Drachen auf seidenen Tapeten, vielzählige Buddhas, trauerhafte Masken. Niedere Nachtmöbel, Diwane, gluckelnde Miniaturpagoden, porzellanene und bronzene Götzenbilder stehen im Raum. Drei weiße Mädchen sitzen auf seidenen Kissen, eine alte Chinesin hält mit wackelnden Händen zwei frisch gestopfte Pfeifen.

Sergeant Duchs kennt seine Rundschaft: die Mädchen sind zum ersten Mal hier, vielleicht nur aus Neugier und Abenteuerlust. „Nacht, daß ihr fortkommt, ihr dummen Gänse! Laßt euch nicht wieder erwischen!“ Erleichterten Herzens schlüpfen drei leichtfüßige Nubenhöpfe aus dem Zimmer. Dem Chinesen legt ein Schatzmann Sandhüllen an: „Zur Wache, John Chinaman.“

Der Polizeikapitän müßte den Alten: „Nicht viel, was Sie da aus Sjuue Liangs Haus mitgebracht haben, Officer. — Wie heißt du, Chinaman?“ Der Alte stottert: „I... Liang Hse.“ — „Wie kommt du in Sjuue Liangs Dien?“ Der Chineser stammelt, äßert und wirft sich plötzlich vor dem Kapitän auf die Knie: „Herr, rettet mich vor Sjuue Liang.“

Und Liang Hse erzählt. Brockenweise hören die Schutzhüte seine Geschichte und heißen ihn, der nach Worten sucht: „Zuhause in Waihsau habe ich Frau und Kinder. Wir hatten selten genug, um satt zu werden. Eines Tages hielt mich Herr Li, der Compradore, bei dem ich manchmal ein paar Risch verdienten, am Hafen an: „Willst du reich werden, Liang Hse? Reicht? Immer genug Reis in der Schale haben? Wollst du Amerikas? „Ja, Herr Li.“ — „Dann fahre nach Paradise. In halbe Reife bezahle ich, wenn du mir ein Bündchen dorthin mitnimmst. Auch den Rest lege ich aus, und du zahlst mir das Geld von deinem Verdienst zurück.“ Ja fünf Jahren bist du der reiche Herr Liang Hse.“

Die volle Reisschale lockte. Herr Li steckte meinen Schuldschein in die Tasche. Frau Tschume und die Kinder meinten. Ich fuhr nach Amerika.

Jrgendwo in Mexiko empfing mich ein Ranchmann am Hafen: „Hast du das Bündchen, Liang Hse? Nein, behalte es noch.“ Er brachte mich auf die Bahn: „Bleib sitzen, bis dich einer abholt.“ Ich fuhr Tag und Nacht. Dann kam ein Chineser in den Wagen: „Hast du das Bündchen, Liang Hse? Nein, behalte es noch. Steig aus.“ Er brachte mich in ein Haus am Rande der Stadt, zeigte hinüber nach den Vereinigten Staaten. „Dort wirst du reich. Tu jetzt, was ich dir sage.“

Ich bekam zu essen. Dann führte der andere mich in einen Schuppen. Dort stand ein Faß: „Steig hinein.“ Ich trat auf quellendes Sauerkraut. „Sieh dich!“ Er stopfte mir geschmittenes Sauerkraut um den Körper, gab mir ein dünnes Holzrohr: „Da, zum Almen.“ Dann legte er ein Brett über meinen Kopf, stopfte Kraut darüber, schlug den Deckel zu. Ich wollte schreien; dann dachte ich an den Reis, der nur dreihundert jenseits der Grenze zu holen war.

Das Faß rollte. Mir wurde übel. Da polterte die Tonne in einen Wagen hinein. Ich erhobte mich wieder. Der Wagen fuhr. Einmal, nach Stunden vielleicht, hielt er. Dann ratterte er weiter. Ich war am Ersticken.

Endlich stand der Wagen. Der Deckel wurde aufgehoben, das Sauerkraut über meinem Kopf weggenommen; ich war halb tot. „Hast du das Bündchen, Liang Hse?“ Ja, hatte es noch. Es lag unter der Bluse auf meiner Brust: „Ja.“ Der neue Ranchmann half mir aus dem Faß: „Viel Glück in den Vereinigten Staaten.“ Er grinst widerlich: „Herr Li hat uns geschrieben, vertell mir mal, wie macht Du das —“

Hier kannst du viel Geld verdienen, reich werden.“ Er untersuchte das Bündchen und sagte: „Opium im Sauerkraut. Wenn sie dich gefangen hätten, würden sie dir den Kopf abgehauen haben. Erzähle nichts vom Bündchen, sonst holen sie dich später noch!“

Er hieß Wu Tse, mein neuer Herr, viel zu schuft. Ich mußte arbeiten wie ein Tier, ackern, graben, Holz hacken. Ich bekam kein Geld, nur mein Essen, eine Decke zum Schlofen und ein wenig Opium. Ich plagte mich ein Jahr lang. Dann verlangte ich meinen Lohn. „Geld?“ Wu Tse lachte: „Geld willst du noch haben? Wo ich für deine jämmerliche Arbeit schon Essen, Wohnung und Opium gebe?“ Ich wollte aufstehen: „Sei ruhig, Liang Hse. Denk an das Opium im Sauerkraut.“ Ich sah mich an den Hals; ich war Wu Tses milliaräres Sklave.

Zehn Jahre war ich bei Wu Tse und hatte noch keinen Cent verdient. Eines Tages rief er mich: „Liang Hse, dein Glück ist gemacht. Mein achtbarer Freund, Herr Jüan Tsi, braucht einen Pfeifenbringer. Dort verdienst du viel Geld.“ Am anderen Tage setzte er mich in meinen Kraftwagen. Wir fuhren stundenweit.

Bei Nacht kamen wir in eine Stadt, zu Jüan Tsi. Dort hielt ein Opiumhaus. Ich mußte den Gästen die Pfeifen bringen, die Jüan Tsi sprach. Nach Monaten fragte ich mich: „Wieviel Geld?“ Jüan Tsi schlug mich: „Geld? Sei froh, daß du lebst!“

Ich suchte Verzeihen, doch ich bekam kein Opium. „Du vertrotelst sonst zu rasch“, hatte Jüan Tsi gesagt. Da stahl ich eine Pfeife, rauchte sie und schlief ein. Ich war im Paradies, sah Tschume und die Kinder vor vollen Reisschalen sitzen. Als mein Rauch vorüber war, schlug mich Jüan Tsi halb tot: „Stiehl noch einmal! Dann erwürge ich dich.“ Ich sehte mich nach Opium, nach dem Rauf. Da kratzte ich die Nase aus den Pfeifen und aß sie. Ich mußte viel essen, um bewahrt zu werden, doch endlich sah ich wieder die volle Reisschale.

Eines Tages sagte Jüan Tsi: „Du wirst alt. Du sollst zu Herrn Sjuue Liang nach Frisco, das ist der richtige Herr für dich.“ Er setzte mich in seinen Kraftwagen. Ich schrie nach meinem Geld. Da wirgte mich Jüan Tsi, bis ich ohnmächtig wurde. In Sjuue Liangs Haus wachte ich auf. Ich wollte fort. „Geht!“ sagte Sjuue Liang. „Sieh zu, wie Du nach Waihsau kommst! Doch wenn Du nicht stirbst Tschume, und Herr Li hat noch den Schuldchein.“ Ich mußte bleiben, reichte wieder gestopfte Pfeifen, wagte nicht selbst zu rauchen, Opium zu kochen, und aß die Asche. Ich bin Sjuue Liangs Sklave; ich träume von vollen Reisschalen, und das Gift zerstört mir die Eingeweide. Herr, rettet mich vor Sjuue Liang!“

Sieben Tage später steht der Polizeikapitän neben Liang Hse am Aufsteig des „Canton Maru.“ „Hast endlich das Bündchen sein, Liang Hse, und verliere Deine Angst. Du bist frei; niemand kann Dir etwas anhaben. Herr Li wird die chinesische Polizei den Schuldchein abnehmen, und Sjuue Liang sitzt im Gefängnis. Lebe wohl, Liang Hse. Wäge Deinem Haus die volle Reisschale nie fehlen.“

Der Alte steht an Deck und sieht den Rat langsam verschwinden. Die glitzernde Sandkiste nach dem endlich errungenen Reichtum, nach den tausend Dollar, die mildeidige Menschen ihm schenken.

So ist richtig

Die See geht schwer, die Brigg ist schwach besetzt. Seit Wochen hält der Kapitän jede Nacht die Sundewache von zwölf bis vier Uhr selbst. Und jede Nacht um Punkt zwei Uhr muß ein Matrose mit einer Tasse Kaffee auf der Brücke erscheinen. Hierfür gelten besondere Vorschriften. Der Kaffee muß heiß und schwarz, die Tasse bis an den Rand gefüllt sein. Auf der Unterlaffe liegen zwei hausrückene Stücke Zucker. Nicht ein Tropfen Kaffee darf während des Herantragens verschüttet werden. Pieter Morhorst hat das immer tadellos befolgt. Es hat niemals Verger gegeben. Aber nun ist er abgelöst und sein Hansen für das Amt kommandiert worden. Er steigt auf die Brücke. Das Schiff schlingert, sein schlingert, die Tasse schlingert. Als er oben ankommt, ist das Unglück geschehen, die Unterlaffe ist halb voll, die Oberlaffe halb leer, der Zucker zusammen geschmolzen. Sein schlottet, der Kapitän schimpft. In der nächsten Nacht wiederholt sich das Drama. In der dritten gibt es Aufrührer, nicht nur auf See, sondern auch auf der Brücke.

Sein ist froh, als er wieder unten ist. Aber nun begibt er sich zu Pieter. „Du, Pieter, nun vertell mir mal, wie macht Du das —“

...mündel worden war. Lichtersprecher verständigten noch am 29. Oktober Windhuk.

Unglücklicherweise verfügte nun Hauptmann von Kopp, der Stationschef von Keetmanshop, nur über vier Unteroffiziere und 14 Reiter, da er den größeren Teil seiner Kompanie zwei Tage vorher nach den Karasbergen entsandt hatte, wo ebenfalls Unruhen ausgebrochen waren. Der Hauptmann ließ die ihm noch verbliebenen Reiter aufsteigen und erreichte in kürzester Zeit am 1. November Warmbad, das von den Bondelzwarts bereits eingeschlossen war. Diese zogen sich vor den Warmbad entsetzten deutschen Reitern nach Süden zurück. Sie mußten jedoch niedergezungen werden, ehe der Süden Deutsch-Südwestafrikas verloren ginge. Denn die englische Grenze war in der Nähe. Von dort konnten sie in den Besitz von Waffen gelangen. Die dritte Kompanie kehrte also noch den Karasbergen nach Keetmanshop zurück, verstärkte sich durch eingezogene Reservisten und erreichte am 16. November Warmbad. Nun, nachdem Hauptmann von Kopp seine Kompanie zusammen hatte, befohl er den Angriff auf die um Warmbad haltenden Bondelzwarts, die er am 20. und 21. November aus ihren festen Stellungen vertrieb und denen er viel Vieh und Vorräte abnahm. Die Aufständischen teilten sich in zwei Gruppen. Die eine zog sich nach dem Osten, auf Uhabis, zurück, deren Fokkation sie erbeutete und wo sie zwei deutsche Reiter tötete. Die andere wich nach dem Süden, auf Sartebeestmund, aus.

Windhuk hatte unterdessen seine erste Feldkompanie unter dem Oberleutnant Grafen von Stillefried, seine Gebirgsbatterie von Seydewitz und eine Bataillonabteilung unter Oberleutnant Böttlin nach dem Süden abgehen lassen. Der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann von Fiedler, ritt selbst mit. Obwohl das Hauptlager der Bondelzwarts bei Sartebeestmund am 12. Dez. von Oberleutnant Böttlin überumpelt wurde und Hauptmann der Reserve von Burgsdorf am 10. Dezember am Südrande der großen Karasberge die nördliche Gruppe der Aufständischen schlug, hinderten Versperrungsschwierigkeiten größere Unternehmungen. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Deutwein, der sich selbst nach dem Süden begeben hatte, zog seine zweite Kompanie aus dem nördlich von Windhuk gelegenen Omaruru heran. Sie setzte sich unter ihrem Hauptmann Franke in Marsch. Auf diesem Marsche erreichte sie die Kunde von dem am 27. Dezember mit den Bondelzwarts abgeschlossenen Waffenstillstand. Ihm folgte am 27. Januar ein Friedensschluss, in dem die Bondelzwarts ihre Waffen und Munition abgaben und alle des Raubes und des Mordes schuldigen Stammesangehörigen ausgeliefert.

Der Süden der Kolonie war also gerettet. Mitte und Norden aber waren von der an Zahl schwachen Schutztruppe entblößt. Die zweite Schutztruppenkompanie Franke hatte ja Omaruru verlassen. Zum Schutze des Nordens, des Hererolandes, war also nur die weit verteilte vierte Kompanie in Okavandja übrig geblieben. Auf die Entlohnung des Nordens konnten deutschen Truppen rechnen, die Hereros nun erwartet zu haben. Verschlagen, heimrücksich und hinterlistig hatten sie ihre Absichten zu verbergen gemußt. Bis zu Beginn des Jahres 1904 der Stationsälteste von Waterberg, Sergeant Rabemacher, den Aufkauf von allen erhaltenden Pferden, Sätteln und Zaumzeug meldete, der Distriktschef von Laahandja, Oberleutnant der Reserve Jörn, das Anreiten von mehreren hundert auf bewaffneten Hereros auf die Station nach Windhuk durch Lichtersprecher übermittelte und der Oberhauptling Samuel Maharero plötzlich aus Okavandja verschwand, Ziel unbekannt. Der Januar 1904 sah den Norden Deutsch-Südwestafrikas in Flammen.

Einheitlich brach der Aufstand los. Eine sizilianische Vesper, wie ihn der Gouverneur später benannt hat. Mit dieser Grausamkeit wurden die deutschen Farmer ermordet, die Farmen selbst geplündert und in Brand gesetzt und alle Viehherden hinweg getrieben. In den schwach besetzten Stationen suchte, wer noch rechtzeitig hatte flüchten können, Unterkunft und Schutz. Die wagte der feige Herero nur in wenigen Fällen anzugreifen. Bei Okavandja eröffnete er am 11. Januar die Feindseligkeiten. Der Stein war ins Rollen gekommen. Feurige Reiterpatrouillen wurden niedergemacht, Missionare ermordet, aus allen Teilen trafen Stöbelscharen ein. Auch dehnte der Aufstand sich auf die Gegend um Windhuk selbst aus, deren feste Scharen von Frauen und Kindern aufnahm. Wer Waffen tragen konnte, stellte sich in Reih und Glied mit den deutschen Reitern. Bis Mitte Januar 1904 waren 150 Anführer und Reiter der Nordluft der Eingeborenen zum Opfer gefallen.